

Einem neuen Leben entgegen.

Wo es herkam und wie es geschah, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich laut aufschrie, mein Kamerad ebenfalls. Ein furchtbarer Schlag. Verschieden! — Das war der erste Gedanke. Dann oder fast das Tageslicht durch den Eingang, sah, wie mein Kamerad heransitzte, hörte, wie er nach dem Sanitätsrat schrie und merkte doch erst nach langen Minuten den wahnwitzigen Schmerz in meinem Bein.

Wald trug man mich heraus. Mein Kamerad suchte mich zu trösten und zu beruhigen. „Das ist nur ein Heimaltschlag.“ — Heimalt? — So hat der Granatplitter nicht nur meinen Fuß, er hat auch den Nebelschleier zerissen, der die Erinnerung an alles Liebe und Ferne verdunkelte. Kamerad, dein Wort linderte Schmerzen.

Meinen Fuß mußte ich im Feldlazarett lassen. Was lag daran. Jetzt gab es doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder es ging hinüber, dann war es eine Erlösung, oder ich blieb am Leben. Fortan sollte ich Mensch bleiben, nur Mensch — oder nichts.

Die vorsichtige Lüge, die ich mit zitternder Hand an meine Frau schrieb, ich wäre nur leicht verwundet, mußte mir nichts. Von zwei Seiten hatte man ihr die Wahrheit gewissenhaft mitgeteilt, soweit sie bis dahin bekannt war. Sechs Tage nach der Verwundung wurde ich amputiert. Doch erst einen vollen Monat später schrieb ich es selbst nach Haus.

Dann aber strömten mit Algemacht andere Gedanken auf mich ein. Ich durfte fortan mit größerer Berechtigung nach Hause denken. Seit die Fieberkurve fast ganz gefallen war, wuchs damit auch die Aussicht auf Rückkehr in die Heimat. Aber wie würde das Wiedersehen werden? — Gewiß, der Mann, der fortging, würde mit heißer Freude begrüßt werden, mit derselben Liebe, die nun schon mehr als 12 Jahre allen Stürmen standgehalten hatte. War ich denn aber noch der Gleiche? Dürfte ich hoffen, auch als Krüppel dieselbe Aufnahme zu finden? Woher nahm ich überhaupt das Recht, Frau und Kindern zur Last zu liegen? Liebesvolles Mitleid würde in der ersten Zeit alles überwinden. Wenn diese Zeit aber Jahre und Jahre dauerte, wenn das Mitleid der Gewohnheit gewichen, was wird dann unter dem Druck der Sorgen werden?

Verständnisvoller, schwächer wurden die Bilder des heimlichen Wiedersehens. Und als dann eines Tages der Stabsarzt auch mich für fähig hielt, den Transport nach Deutschland zu ertragen, da kam mich eheliche Furcht an. Ein Kampf begann zwischen hoffnungsvoller Freude und tiefem Grauen vor dem Wiedersehen.

Dicht hinter der Grenze lud man uns schon wieder aus. Wir kamen mehrere Schwerkranke in ein kleines Lazarett, in dem alle bisherigen Zustände mehr oder weniger gut herumlaufen konnten. Eine bunte Gesellschaft. Jhm Graubeln blieb hier wenig Zeit. Wir lagen an dreißig Mann in einem Saal. Da war immer Leben und Bewegung. Hier sollten wir Amputierten solange bleiben, bis wir unsere künstlichen Glieder bekommen hätten. Darüber konnten schon Monate vergehen. So versuchte ich mich nach Möglichkeit mit der gegebenen Situation abzufinden. Solche Gelegenheiten zu stiller Lesart mußte weiblich ausgeguckt werden. Aber wie sah es mit dem Besitztum aus? Einiges konnte mir wohl ein intelligenter Sanitätsrat beschaffen, Bücher, die er absichtlich fast alle sehr behäufte vor weniger gewissenhaften Lesern. Welch süßes Glück, als ich darunter die Kleinfeste, fast Inartige und doch meisterhafte Erzählung von Amete von Droste-Hülshoff: „Die Judenbuche“ fand. Oder die reizende Geschichte von dem „Hähnlein der sieben Auftrichter“ von Gottfried Keller. Doch besser noch wurde es, als es gelang, durch einen dort ansässigen organisierten Kameraden Bücher aus der Arbeiterbibliothek zu bekommen. Bald wurde mein Krankentisch zur kleinen Bibliothek. Wer irgendein Bedürfnis zum Lesen empfand, wandte sich in der Regel an mich. Jeder ließ sich über dieses Bedürfnis der Mehrzahl der Lazarettinsassen wenig lobenswerter sagen. So viele auch unter den Verwundeten ihrer baldigen Entlassung entgegenzusehen, nur wenige beschäftigten sich in der vielen freien Zeit, die ihnen zur Verfügung stand, mit Dingen, die ihnen für ihre spätere Lebensführung dienlich sein konnten. Das Kartenpielen erfüllte den ganzen Tag. Nur einige knüpften eifrig Decken aus buntem Garn.

Auffällig war mir hier dieselbe Erscheinung, die ich schon im Felde beobachtet hatte. Die Zeitungen wurden geradezu mißachtet. Kunden achlos beiseite geworfen, weil niemand mehr etwas vom Kriege wissen wollte. Sicherlich werden manche Kameraden auch sonst nur herzlich selten mit größerem Interesse hineingesehen haben. Diese Abneigung wurde jetzt allgemein, weil jede Zeitung und auch Zeitschrift mit Kriegsnachrichten und Aufträgen gefüllt war, die immer wieder den Krieg zum Ausgangspunkt nahmen. Auch ich wurde von dieser Abneigung angefaßt. Als mir ein lieber Freund die beiden Vorkämpfer-Bücher von Franz Dieberich: „Herzen im Kriege“ als Lazarettlektüre brachte, da empfand ich eheliche Freude darüber. Diese geistvolle Auswahl der besten, tiefempfundener

Kriegsbeschreibungen verschiedener Zeiten war doch wohl für Verwundete die schönste Gabe?

Trotzdem — warum soll ich's leugnen? — gab ich die Bücher zurück, nachdem ich mir eins gelesen hatte. Es ging nicht. Mir scheint nur die eine Erklärung dafür zutreffend zu sein, daß die Ueberfülle der Kriegsliteratur diesen Widerwillen hervorgerufen hat, bei mir wie bei den anderen.

Je mehr ich mich bemühte, die unerschöpfliche Ruhe zur Gewöhnung an meinen früheren Schreibtischberuf zu bringen, um so mehr schien das Leben wieder Jodel und Ziel zu gewinnen. Der trübe Schleier, der die Zukunft für den Kriegsteilnehmer undurchdringlich verhält, teilte sich allmählich. Trotz heimlichem Bangen vor dem, was das Leben dem Einheimigen an Leiden bringen konnte, doch wieder ein unbestreitbares Glücksgefühl. Das Bewußtsein, wieder einer Tätigkeit entgegenzugehen, etwas Brauchbares sein, wieder einer Tätigkeit entgegenzugehen, etwas Brauchbares Bedauern empfand ich mit den Lazarettkameraden, die durch die Art ihrer Verwundung die Aussicht verloren hatten, ihren erlernten Beruf wieder auszuüben. Trotzdem herrscht bei manchen äußere Sorglosigkeit. Unbegreiflich erschien mir die Zurecht, mit der sie auf die Verforgung durch die Allgemeinheit rechneten, auf den Anstellungsberechtigungschein, auskömmliche Renten oder gar private Unterhaltungen.

Schließlich kam die Ueberführung nach einem Berliner Lazarett, noch vor der Ausheilung, nicht überraschend. Nach langer Zeit sah ich wieder als halbwegs bewegungsfähiger Fußgänger in einer Eisenbahn! Mitleidiges Interesse gegenüber dem Krüppel war noch immer auf allen Gesichtern.

Meiner Frau machte ich über die Stunde meines Eintreffens in Berlin keine Mitteilung, nur den Tag gab ich an. Der Brief mag ganz gegen meine sonstige Gewohnheit beinahe hart gewesen sein; ich weiß nur noch, „bitte aber ersichtlich darum, jede Weilschuld beziehung zu unterlassen!“ — Eine halbe Stunde mochte ich schon im Lazarett geweilt haben, da klopfte die Schwester mit lebenswüchiger Aufmerksamkeit den ersten Besuch, meine Frau, zu mir. Und als dann der nächste Besuchstag mir auch noch die Kinder mit Tränen der Freude in den Augen zuführte, da schwand die letzte Bangigkeit vor dem alten, jetzt so neuartigen Leben.

Häufiger Urlaub zwang mich dazu, die Straßenbahn zu benutzen. Wie ich da eines Tages an einem Schaufensterschmuckhändler angelehnt und gespannt nach der Straßenbahn anschaute, stand plötzlich ein altes Mütterchen, der die Spuren harter Lebensarbeit im Gesicht geschrieben waren, vor mir und redete auf mich ein. Das Gesicht war von liebevollem Mitleid verklärt, einen Einmarsch, den sie in der Hand hielt, wollte sie mir durchaus aufdrängen. So freudlich es in der Wie ging, lehnte ich ab. Gerade bog meine Geliebte um die Ecke. Ich wollte leben ohne Mitleid, wollte auch als Amputierter nicht auf die Gnade der Mitmenschen angewiesen sein. Bald ward dieser Vorfall dennoch zu Wasser geworden. An derselben Umkleekabine war's. Nur einige Tage später. Wieder war es eine Arbeiterfrau, nur wesentlich jünger. Glücklicherweise ließ mich diesmal die Straßenbahn mehr Zeit, meine Gründe für die Ablehnung überzeugend genug auseinanderzusetzen. Ob es ihr eingeleuchtet hat?

Seitdem ich mein künstliches Bein hatte, kam diese Verführung nicht mehr an mich heran. Als aber auch noch die Uniform fortfiel, da kümmerte sich um den Kriegsveteranen, mit Ausnahme der nächsten Verwandten und Bekannten, niemand mehr. Und so wollte ich es gerade. Denn von jetzt wollte ich ganz wieder meinem neuen Leben angehören. Der Krieg, der Verlust meines Beines — das alles lag hinter mir. Ein neuer Kampf setzte ein, der alle meine Kräfte beanspruchte; ich wollte wieder meinen Platz ausfüllen und ein nützliches Glied der Gesellschaft sein. (2) A. D.

Kleines Feuilleton.

Amundsen über Weg und Ziel seiner Nordpolfahrt.

Der in New York erscheinende „Nordil Tidende“ hat der kürzlich in den Vereinigten Staaten angekommenen Roald Amundsen Mitteilungen über Weg und Ziel seiner in Vorbereitung befindlichen Nordpolarpedition gemacht, die manches Neue enthalten. Danach ist seine Absicht, so lange deribirischen Räfte zu folgen, bis das Eis ausbricht, und danach, nach dem Vorgange Rossens, bis auf den Pol zuzutreiben. Bestätigen sich Amundsens Voraussetzungen in bezug auf die Richtung der Strömung, so müßte er zwischen Spitzbergen und Grönland aus dem Eise herauskommen und so einen vollständigen Kreis rund um den Pol beschreiben. Die Dauer der Fahrt berechnet er auf drei bis fünf Jahre. Er vermutet, daß er sich dem Pole bis auf etwa 160 Kilometer nähern können und von diesem Punkte aus soll dann der Aufstieg nach dem Pol selbst im Flugzeug unternommen werden. Diese Reise, die mit Hund und Schlitten sicherlich mehr als zwei Wochen in Anspruch nehmen würde, hofft er in kürzester Frist zurücklegen und dabei am

Pole selbst einen Aufenthalt von 24 Stunden nehmen zu können, um dort seine Beobachtungen zu machen. Er ist der Ansicht, daß der Flug in den kalten Regionen kaum auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen dürfte. Die Absicht seiner Expedition geht nicht auf die Entdeckung des Poles — diese Aufgabe ist nach seiner Ansicht bereits gelöst. Das Hauptziel seiner Unternehmung bildet vielmehr die Beobachtung der Meeres- und Luftströmungen in der Arktis. Kommt man die Luftströmungen am Pole, so kann man mit größerer Sicherheit auch die Luftströmungen an anderen Stellen berechnen und damit neue, wertvolle Unterlagen für die Meteorologie gewinnen. Ueber die viel erörterte Frage des Creder-Landes, das von Peary entdeckt sein soll und nachher nicht mehr aufgefunden werden konnte, bemerkt Amundsen, daß nach seiner Ansicht Peary sicherlich in gutem Glauben gehandelt hat, aber vermutlich durch eine Luftspiegelung getäuscht worden ist. Letztendlich habe Peary seine Aufgabe in der Entdeckung des Poles gesehen, und sich daher um andere geographische Aufgaben bei seiner Reise wohl nicht so sorgfältig kümmern können.

Auf Ehrenwort entlassene Zuchthäuser.

Die neuen Bestimmungen über den Strafvolkzug, die in dem Strafankalten einiger amerikanischer Bundesstaaten neuerdings zur Einführung gelangt sind, bedeuten eine Neuordnung der Dinge auf strafrechtlichem Gebiet, die eine ebenso wagemutige wie durchgreifende Umwälzung darstellt. An Stelle des harten Zwangs ist die moralische Erziehung getreten, die Absonderung der Einzelhaft ist durch Arbeit in freier Luft ersetzt, und man kommt dem Sträfling überdies nicht mehr wie bisher mit Nigtrauen und Verachtung entgegen, sondern erweist ihm sogar so weitgehendes Vertrauen, daß man ihm vor Ablauf der Strafe auf die ehrenwörtliche Versicherung hin in die Freiheit entläßt, er werde sich in Zukunft keinen Verstoß gegen das Strafgesetzbuch mehr zu schulden kommen lassen. Die einzige Einschränkung, die sich an diese Entlassung knüpft, besteht darin, daß er bis zum Ablauf der ihm zuerkannten Strafzeit der Aufsicht von Gefängnisinspektoren unterliegt, die das Recht haben, ihn, wenn er sich auch nur um Haarsbreite von dem Pfade der muster-gültigen Führung entfernt, sofort in die Strafankalt zurückzuführen. Nach Ausweis der Statistik haben die neuen Bestimmungen vorzügliche Ergebnisse gezeitigt. Nach dem Bericht der Direktion des Zuchthaus von Indiana haben von 3327 auf Ehrenwort entlassenen Sträflingen nur 970 das in sie gesetzte Vertrauen gesündigt und sich eines Rückfalls schuldig gemacht. Das ergibt einen Durchschnitt von 78,36 Proz. dauernd Gebefferten. Bei den Frauen ist mit 71,50 Proz. das Verhältnis der dauernd Gebefferten minder gut. Das Schlimme der bedingungsweisen Freilassung hat überdies den Vorteil, der Ueberrettung der Verurteilten durch die Arbeit den Weg zu bahnen, da, von Einzelfällen abgesehen, im allgemeinen die Freilassung nur aufrechterhalten wird, wenn die Freigelassenen außer der guten Führung auch nachweisen können, daß sie eine Beschäftigung haben.

Notizen.

— Russifonil. Im V. Sinfonie-Abend des Blüthner-Orchesters am Donnerstag wird L. Krtot de Padilla eine Arie von Mozart und Gefänge von R. Strauß fingen. Außerdem enthält das Programm die Romantische Sinfonie von Brudner.

— Noch eine Friedensbedingung. Der Vorstand des Deutschen Sprachvereins beschloß, an den Herrn Reichskanzler die Bitte zu richten, bei zukünftigen Friedensverhandlungen möchten die deutschen Vertreter sich ausschließlich der deutschen Sprache bedienen und unter keinen Umständen die Sprache eines unserer Feinde als gemeinsame Verhandlungssprache zulassen. Wie wär's mit Esperanto, ihr Herren?

— Eine Seilschlingung der Nicolai-Kirche (am Rollenmarkt) findet nach einem Vortrage und unter Führung des Pfarrers Köhler am Donnerstag, den 11. d. Mtz., abends 8 Uhr statt. Eintritt frei.

— Shaw für Irland. Der Irlander Bernhard Shaw hat ein Drama geschrieben, worin er die Heuschrecke und das Verbrechen des offiziellen Englands an Irland mit voller Kraft seines Talents brandmarkt: „John Bull and the Javel“ (= Irland). Der Direktor des Lessing-Theaters, S. Barnowski, will dieses Drama auführen — eine nützliche Demonstration der Methode, wie England die kleinen Nationen befreit.

— Josef Sudl ist ganz plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Sonnabend abend erkrankte er nicht im Metropol-Theater, um gewohnterweise seine Rolle in der „Gardasfirtin“ zu spielen. Man fand ihn in seiner Wohnung tot. — Sudl's komisches Talent war hier in Berlin, wo er erst seit längerem wirkte, noch nicht voll zur Geltung gekommen. Wer ihn noch im Wärschner Gärtnertheater gesehen hat, der nahm den Eindruck eines vollstättigen, süddeutschen, österreichischen — Sudl stammte aus Wien — Künstler mit sich, der ganz aus der Klasse heraus derbe, gebende, deutsche Urwüchsigkeit verkörperte.

Ums Menschentum.

46] Ein Schiller-Roman von Walter von Moio.

Friedrich Schiller umschlang die weinende Frau, die ihn geboren hatte, die stark und schweratmig in des Lebens Mitleid geworden war, und die ihn nun schluchzend befaßte, ob er auch ganz wieder zurück in ihre Hände käme. Sie lächelte seine Stirn, die küßte, wie eine Vastion, in die Welt sprang und zeichnete ein Kreuz darauf. Der stolze Kopf neigte sich, die kramptartige Spannung in seinem Nacken ließ nach. Frau Schiller wandte sich und streckte fröhlich die Hände nach rückwärts. Sie rief mit heller Stimme, die blöcklich und eilig aus ferner Jugendzeit kam: „Freige, da schau, was aus der Luise geworden ist!“ Und sie zog das verlegene Mädchen, das er als kleines Kind innig geliebt hatte, das er acht Jahre hindurch kaum angesehen hatte, wenn es im Besuchszimmer ängstlich an Mitterss' Kopf hing, näher zum heimgekehrten Bruder heran.

„Du bist erwachsen,“ sagte Friedrich Schiller zur Schwester. Die Mutter erblachte, das Wort war schal und leer; das hätte er früher nicht vermodt! Mehr sagte er nicht: drohenden, durchdringenden Blickes sah er die Gebäude der Solitude vor sich; dort hatte seine Entrechtung ihren Anfang genommen. . .

Das Rhinele gab ihm einen herhaften Kuß; sie war ein starkes Mädchen geworden, das dem Vater nachgeriet. Sie verstand es, den Knoten der Stimmung zu lösen, weil sie ein Ahnen seines Wollens in sich trug. „Was machen die Mäuer“, küßerte sie und schielte nach dem herankommenden Vater. „Zag!“

Auf Schillers Stirn verschwanden die kantigen Faltenwalle, die seine Persönlichkeit vor der Todfeindschaft des antriehenden Alltags aufwarf. Schwärmerische Heiligkeit glitt, wie Sonne über zerstörtes Land, über sein Antlitz. „Sie sind im Druck!“

„Ach!“ Sie stieß einen jähen Siegeschrei aus und gab sich gleich selber mahnend eine auf den Mund. Schau und triumphierend sah sie den Vater an, der sie nicht gehört hatte. „Boher hast du das Geld zum Druck genommen?“

„Das hab' ich mir geliehen. Ein Hundsfott, der sich nichts zu wagen getraut! . . .“

„Er ist groß geworden, nicht wahr?“ sagte bäuglich Frau Schiller und bettelte um ein beruhigendes Wort aus ihres Mannes Mund. „Zindest du nicht, daß er männlich geworden sei?“

„Um, ja!“ brummte Kaspar Schiller unmutig. „Der Herzog hält' ihn wahrlich zu mehr machen können! Das ist nicht die bessere Verforgung, die er meinem Sohne zugesaget hat. Jetzt kommt der Junge nicht weiter als der Vater. Wofür hab' ich mich denn gerade? Fast mein' ich selber, er hätte recht, wenn er sagt, wir lebten vergebens.“ Die Mutter sah mit einem Male die enge Uniform ihres Liebblings, in der er häßlich und eilig steckte, der fradartige dunkelblaue Rock wirkte wie ein Futteral, die plumpen weißen Gamaschen umstanden, wie schlechtbemessene Zylinder, die mageren Beine. Sie mußte weinen. . .

„Du, Rhinele,“ sagte Friedrich Schiller, „im Südbüchlichen Rufenalmanach erscheint ein Verstrich von mir. Dafür bekomm' ich Honorar! Ich hab' auch schon neue Tragödienpläne in mir.“

„Wenn du wieder was zu kopieren hast, schick' es mir. Was meine kleinen Kräfte zu deinem Ruhme und deiner Größe fügen können, das tue ich, wie du weißt, von ganzem Herzen! Hast du noch genug Papier? Sonst steh' ich dir wieder herzogliches aus der Kanzlei von Papa — er merket nichts!“

„Du Gute!“ Er streichelte ihr mit den Fingern das Haar zurück und fragte liebevoll: „Was machet der Leutnant von Miller?“

„Ach der!“ Sie zog schmolend das Schürzenband. „Ich möcht' ihn schon, aber: unser alter Herr kriegt ja den Duffoller, wenn man nur von dem schönen Menschen redet. Ich werd' schon einen Altkuarier oder so einen verschimmelten Nerl zum Ehegesponsen bekommen.“ Sie warf trotzig die vollen Lippen auf. „Rhine!“

„Ach, laß doch, Fritz! Laß das!“ Sie nahm des geliebten Bruders Kopf zwischen ihre Hände und sah tief in seine Augen, die sogar schöner waren als des Leutnant von Millers herziger Blick.

„Was habet ihr zwei so heimlich und lang zu beraten?“ rief Kaspar Schiller streng. „Ich fürchte sehr, es gehet wieder contra mich!“ Stirnrunzelnd maß er das Geschwisterpaar.

Friedrich Schillers Blick verließ die Erde und wanderte auf's neue den Völkern zu. Rhinele aber machte einen schnippischen Knix, weil sie über ihres Bruders unveränderte Liebe glücklich war und sagte:

„Wir sprachen von den schönen Husaren, Herr Papa; von den wunderschönen Husaren!“

„Loses Ding, misgratenes!“

„Und vom Herzog haben wir auch geredet, der so gnädig zum Fritz war, durch Ihre Protektion!“ Kaspar Schiller erbleichte, denn sie schrie jetzt mit geballten Fäusten und in eisernem Jörn: „Er ist ein elender Lügner, der sein Wort nicht hält!“ — Wie ein mahnender Apostel, zu Stein verwandelt, stand der Vater und warnte mit schrederstarker Miene und erhobenem Stod vor den beschnittenen Büschen, deren dürre Blätter wie erregte Lauscher bebten. „Wollet Ihr peinlich zu Tode gebracht werden?“

„Aufsch!“ schrie das Rhinele und begann zu laufen. „Mutterle,“ rief sie über die Schulter zurück. „Ich schau schon nach dem toischen Festgodel, damit er nicht anbrennet!“ Mit fliegenden Reden, wie ein junges, überkräftiges Hohlen, rannte sie den Rest des Weges zur Solitude hinauf. Kaspar Schiller kollerte und schimpfte über das Mädelgeheiß im allgemeinen und über seiner Tochter scharfes Mundwerk im besondern, das sie doch eigentlich von ihm ererbt hatte. . .

„Fritz,“ sagte die Mutter und nahm ihn wieder bei den Schultern, ängstlich forschten ihre Augen. „Du glaubst doch noch an Gott?“

„Freilich, Mutter; er hat ja so mächtig viel aus mir gemacht!“

„Nat' Er dich nicht gesund aus der Akademie entlassen? Und bist du nicht durch' ihn ein Mann von starkem Wissen geworden?“

„Das Können hab' ich mir selbst verschafft!“

„Siehst du, Kaspar,“ sagte frohlos Frau Dorothea und ließ die Arme fallen, „er ist ungläubig worden. . .“

Stillschweigend gingen sie, gefunken Hauptes. Was ihnen als neuer Lebensbeginn vorgezeichnet war, das zeigte sich nun auch bloß als Station im kämpferischen Vormarsch zu düsterem Ziel. Die Luise trachte hinterher und ärgerte sich über den unbilligen Bruder, vor dem sie sich ein klein wenig fürchtete. (Fortf. folgt.)



